

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 14

Artikel: Traumgeschichte vom Tod
Autor: Baur, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

traumgeschichte vom tod

Martin Baur

Kinder denken nicht an den Tod.

Die Buben rennen den Waldweg hinunter, lärmend und lachen und geben sich wie ewig blühendes Leben. Sie haben den freien Schulnachmittag bei kämpferischen Spielen zugebracht; sie haben Heldenaten hinter sich und haben sich wie Männer bewährt. Vom Untergang und vom Tod wissen sie nichts. Auch der neblige, nasskalte Herbsttag vermag sie nicht auf solche Gedanken zu bringen.

Die Buben eilen den leicht abfallenden Waldweg hinunter. Ihr Schreien tönt hart und fremd in die allerseelenhafte, diesige Kälte des Waldes, in dem die Stämme wie Totenmäler vergangener Zeiten stehen. Hier gehen das Leben und die warme, unbeschwerde Zukunft vorbei. Die Kinder wissen nicht, dass der Wald heute ihr Blühen nicht ertragen will. Heute beherbergt er den Tod, heute kann er das Leben nicht leiden, heute liegt der Tod auf der Lauer.

Die Bäume stehen ruhig. Ihr Inneres ist abgestorben. Das Blut fliesst nicht mehr von der Erde hinaus in die Zweige. Im Nebel stehen sie wie versteinerte Kälte.

Wohl hört der Wald das Jauchzen und Lärm. Aber er reagiert nicht darauf. Es ist November. Das Leben mit der Blüte und der Reife ist dahin gegangen. Nebel hat sich darauf gelegt. Die Tannen stehen in seinem Totenschleier wie arme Seelen in der Kälte und warten auf Erlösung. Sie stehen unregelmässig gestaffelt und werden in der Ferne blass und blässer.

Die Kinder sehen den Tod nicht. Sie haben ihn nie erfahren. Sie erzählen lebhaft von den Spielen des Nachmittags und verwerfen die Hände, überstreichen die ausgestandenen Gefahren und achten nicht auf den Weg, nicht auf die tote Natur links und rechts des Weges. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist das Leben, der Kampf, der Sieg.

Sie müssen eilen. Der Abend will kommen. Die Geborgenheit der warmen Stube lockt.

Die Buben tragen hölzerne Beile in

den Gürteln. Einige halten Pfeile aus Schilfrohr und mit Holunderzapfen in den Händen und pressen Bogen aus Haselnussholz an die Schultern. Andere haben in Büchern von der «Medizin» der Wilden gelesen und tragen geheimnisvoll geformte Säcklein an einer Schnur um den Hals. Die Kleineren gehen in Sackhosen, aus deren Nähten zu beiden Seiten der Beine rote Fransen quellen.



Den ganzen Nachmittag haben sie mit dem Tod gespielt. Sie haben ihn verzehnfacht durch grässliche Mätern. Jeder hat ihn heute erlitten; aber es war ein lustiger Tod ohne Tod, ein Tod mit einem unmittelbar darauf folgenden neuen, lustigen Leben.

Jetzt aber hat sich der Tod entschlossen, mit den Kindern zu spielen. Seiner Art gemäss will er es grob und ohne Feingefühl für die Herzen der Kinder tun.

Die Buben sind jetzt dahin gekommen, wo der Wald zu beiden Seiten des Weges etwas zurücktritt, um dann einen Steinwurf weiter unten

gänzlich nach links und nach rechts auszubiegen und der Bergweide ob dem Dorfe Platz zu machen. Die Holzer haben hier einige Bäume gefällt. Sie müssen einen Platz haben, auf dem sie das Holz für den Weitertransport zurechtlegen können. Vorerhand liegen die Stämme noch kreuz und quer wie Leichen in den Brombeerranken, so wie sie an dieser Stelle gefallen sind. Aus dem Laub der niedrigen Pflanzen ragen die Stümpfe der abgesägten Bäume. Die Schnittflächen sind noch frisch und bilden gelbe Kreisflächen im Gewirr der graugrünen Blattgewächse.

Hier will der Tod sein Spiel mit den Kindern spielen.

Allen zeigt er sich gleichzeitig. Alle sehen sofort, dass es ein Leichnam ist.

Rechts am Wege liegt er mit der Brust auf einem der gelben Wurzelstümpfe. Starke Dornengestrüppe verhindern das Absacken der Beine auf den Boden. So liegt der tote Mann steif und waagrecht da. Die Arme hängen seitlich über den Baumstumpf.

Sie haben sofort gesehen, dass es ein Toter ist.

Der Tod will aber mehr als nur den Tod zeigen! Er will ein grauenhaftes Spiel mit diesen jungen Leben spielen: Dort, wo die Menschen sonst den Kopf tragen, sehen die Kinder nichts. Statt dessen ragt ein grässlich beschmiertes Hemd aus dem Kittel des toten Mannes. Der Hemdkragen ist ausgefüllt mit der grausigen roten Kruste einer wirren Masse aus Fleisch und Blut und Haaren. Der Kittel ist durch irgendeine Kraft mit rücksichtsloser Gewalttätigkeit über den Hals hinaufgezogen worden und bedeckt nur noch die obere Hälfte des Rückens.

Das Geplauder der Buben ist erstarrt. Sie stehen und schauen, und das Blut drängt gewaltig gegen ihr Herz. Sie fühlen ein Frösteln im Rücken und erleben etwas, das sonst den Tieren das Fell zum Sträuben bringt. Die graue Wand des Nebels umgibt miteins auch die Seelen der Kinder. Plötzlich erfahren sie die Welt des To-

Die «Traumgeschichte vom Tod» ist uns im Rahmen des literarischen Wettbewerbes zugegangen. Sie wurde in die Gruppe jener Beiträge eingereiht, die in unserer Zeitschrift abgedruckt werden sollen.

des und der Toten. Jetzt erst sehen sie, dass die Bäume starr stehen und Totenmäler sind und teilnahmslos gegen das, was hier geschehen, auf die Buben blicken.

Die Leiche ist ohne Kopf.

Ein furchtbarer Mord – und die Kinder müssen ihn entdecken.

Die Last des Erlebnisses drückt unerträglich auf die kleinen Menschen.

Ihre Seelen wollen die Last nicht länger tragen; sie wälzen den Druck ab auf die Leiber, die zu zittern beginnen, mit den Zähnen klappern, Tränen in die Augen schiessen und das Blut aus den Gesichtern holen. Es weicht aus dem Antlitz, flieht vor dem Blut des Gemordeten und will sich retten im schützenden Innern der jungen Leiber.

Soweit sie durch das blutige Geschmier hindurch feststellen können, ist der Hemdkragen des Toten zugeknöpft und über einer seltsamen Verdickung straff angespannt. Da wo sonst die Schultern auswärts ragen, scheint unter den Knäueln des hochgerissenen Kittels ein dicker Hals – vielleicht ein übergrosser Kropf – zu liegen. Der Tote gleicht einer steifen Schaufensterpuppe mit unnatürlich verlängertem Hals: gleich ihnen liegt er dort in komischer Lage, seltsam gespreizt und unbewegt. Obwohl der Mann mit den Beinen auf dem Gestrüpp aufliegt, erzeugt der Schreck die Meinung, der Leichnam schwebt waagrecht ein wenig über der Erde wie das Medium eines Zauberkünstlers. Man glaubt, man könne hingehen und den Körper nach Belieben hinauf oder hinunter bewegen oder gar wegtragen wie eine schwerelose Masse – oder man könne seine Glieder wie bei den Puppen einzeln in verschiedene Lagen abwinkeln.

Die Bäume blicken weiterhin ungekürt und kalt auf die Kinder. Nun müssen die kleinen Buben schreien. Die Grossen zischen: «Wollt ihr still sein! Oder wollt ihr, dass der Mörder uns hört und zurückkommt?»

Sie erreichen, dass die Kleinen noch mehr zittern und weinen. Einer sagt: «Wir müssen die Polizei holen.»

«Ja, die Polizei», wiederholen alle in grauenhafter Angst und schreien es durcheinander, damit nur etwas da ist, das von Leben zeugt und das Tote erstickt.

Das ist das Spiel des Todes mit den Kindern. Sein Spiel aber hat erst begonnen. Noch ist erst der Prolog gesprochen. Was bis jetzt geschah, war harmlos. Wen der Tod schlägt, den schlägt er ganz. Jetzt will er sich aufspielen, hier vor dem jungen Leben der Lebenden. Hier will er schallend lachen, hier will er sein Spiel mit den Kindern spielen, nachdem sie den ganzen Nachmittag mit ihm gespielt haben.

Indem die Knaben wirr durcheinander reden und nicht wissen, ob einige hier bleiben sollten – was aber keiner will – während die andern ins Dorf rennen, geschieht es, dass aus der Richtung des Toten ein tiefer, gurgelnder Laut ertönt. Die Kleinen sinken schluchzend in die Knie und umklammern die Beine der Grossen. Diese starren bewegungslos hinüber. Keiner atmet. Jetzt sträuben sich die Haare auf dem Kopf.

Was kann das sein?

Es muss noch ein Lebender da drüben in den Sträuchern liegen. Ihre Angst muss dies denken, denn das andere – dass der Tote – ! Nein, das liess sich nicht denken und durfte nicht gedacht werden.

Indem ihr furchtbare Grauen diesen zweiten Menschen im Gestrüpp zu erspähen sucht, ertönt zum zweitenmal ein abgrundtiefer Stöhnen. Und – was die Kinder jetzt gleichzeitig sehen, das wollen sie nicht mehr sehen, sie können es nicht mehr, es ist zu unfassbar. Sie müssen sich der Macht der Erscheinung sofort ergeben und stellen sich tot, bewegen sich nicht und werden kalt und gefühllos; denn ihre Seele vermöchte nicht mehr zu tragen, was sie jetzt tragen müsste.

Denn gleichzeitig mit dem abermaligen Stöhnen beginnt sich unter dem Kittel des Gemordeten etwas zu bewegen – heftig – mit immer kürzer werdenden Unterbrüchen. Die blutverschmierte Wunde im Hemdkragen

dreht sich, ein Zucken kommt über den Leichnam und erinnert an die letzten Bewegungen der Tiere im Schlachthaus.

Der Tote will nicht mehr tot sein. Er muss die Nähe des jungen Lebens gespürt haben! Er bewegt sich wie ein Erwachender. Er kümmert sich nicht um seine Kopflosigkeit und stösst Laute aus. Seine Hände suchen Halt, sie greifen in die Ranken, zucken zurück und betasten die Rinde des Wurzelstocks. Die Beine bewegen sich in den Hüft- und Kniegelenken und verlangen nach dem festen Boden unter dem stechenden Dornengestrüpp. Es sind menschliche Bewegungen, und doch haben die Buben den Eindruck, alles bewege sich wie der träge Leib der schwarz-gelben Molche, die an nassen Tagen in den Wasserlöchern liegen.

Jetzt haben die Knie des lebenden Toten den Boden und den Baumstrunk gefunden. Die Arme stemmen den Oberkörper, den kopflosen Rumpf, in eine schräge Aufwärtslage. Der Kittel rutscht etwas über den Rücken hinunter. Die unförmige Verdickung unter dem Hemdkragen mit dem blutigen Abschluss des entzweigeschnittenen Halses ragt stumpf, unverständlich und komisch wie der kopflose Hals einer Giraffe in die Bäume hinauf. So bleibt der Tote einige Augenblicke und stützt sich wie abwartend auf seine Hände und Knie.

Die älteren Buben haben schon gesehen, dass sich ein getöteter Leib noch eine Zeitlang bewegen kann – etwa bei den Aalen, bei geköpften Hühnern oder im Schlachthaus. «Das sind die Nerven», haben die Erwachsenen gesagt. Dass ein Toter aber zielstrebig seine Glieder bewegen kann, haben sie nie vernommen. Dazu noch ohne Kopf!

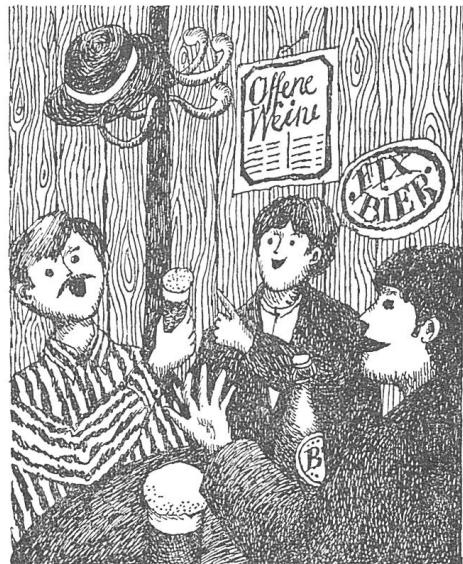
Nun stemmt sich der Tote mit den Hüften vom Wurzeltisch weg. Es ist, als wolle er sich von den toten Tannenleibern rings um ihn lösen. Dieser tote Mann will nicht ein Leichnam unter vielen andern sein. Er hat das Lärm und das Lachen des Lebens gehört. Er versucht zurückzukommen.

CICI

Die geschlagenen Tannen und der ziehende Nebel lehnen sich nicht gegen das Unerhörte auf. Sie schauen bewegungslos zu, wie die Gestalt des Erschlagenen sich wankend erhebt und sich von der Erde, für die sie schon bestimmt war, löst.

Jetzt steht die Gestalt unsicher und wie suchend in dem dornigen Wirrwarr des Holzschlages. Da wird es für die Buben zuviel.

Sie machen plötzlich alle miteinander kehrt und eilen mit fliegenden Beinen in rasendem Lauf den Weg abwärts, zum Wald hinaus in die dämmernde Helle der offenen Wiese, von wo aus sie ihr Dorf erblicken, die



Siedlungen der Menschen, die Häuser der Eltern. Sie rennen und rennen und haben den Atem des Todes und die Verfolgung des blutigen Halsstumpfes im Rücken. Die Grossen reissen die stolpernden Kleinen mit sich, und die panische Flucht lässt erst zwischen den Häusern des Dorfes nach.

Zur gleichen Zeit sitzen einige Burschen des Dorfes im Wirtshaus und erzählen lachend, sie hätten den Dorftrinker Felix oben im Holzschlag total betrunken aufgefunden. Sie hätten ihm das Hemd über den Kopf herauf gezogen und die herausragenden Haare mit der roten Farbe angestrichen, die dort zum Zeichnen der Bäume bereit stand.

Cici – so heisst das Mädchen, das mit meiner 18jährigen Tochter korrespondiert. Wie die beiden brieflich zusammenkamen, ist kaum mehr richtig zu eruieren. In der Handelsschule sprachen eben die Mädchen unter sich, und es genügte, dass eines sagte, mit einer Kollegin irgendwo in Österreich Kontakt zu haben. Der Funke zündete, und so suchte man andere Adressen. Irgendwie stiess meine Tochter auf den Namen von Cici, die in Bukarest lebt und dort ein Gymnasium besucht. Auf französisch tauschen die beiden ihre Erfahrungen aus, klagen sich gegenseitig das Leid, dem jugendlichen Damen in Ost und West gleichermaßen ausgesetzt sind. Die Briefe sind eine Sprachübung, erweitern den Horizont und tragen überdies zum Ausbau der Markensammlung bei.

Nun hatte ich plötzlich Gelegenheit, nach Bukarest zu reisen. Auf dem Weg zu den Schwarzmeer-Ferien im Mamaia wollte ich einen Zwischenhalt in der rumänischen Hauptstadt einschalten und dabei könnte ich durch den Besuch bei Cici auch erfahren, wie die Rumänen eigentlich leben und wohnen.

Vom Boulevard Magheru aus machte ich mich dann also auf den Weg und stieg, wie man mir dies angegeben hatte, bei der Markthalle Traian aus dem Autobus aus. Bevor ich mich aber an die notierte Adresse begab, sah ich mich etwas um, denn Märkte und Markthallen vermitteln ja stets einen viel tieferen Einblick in das Alltagsleben, als dies die seriösesten soziologischen Studien vermögen. Das Warenangebot war reichlich, aber noch mehr faszinierten mich die Menschen. War dies, so begann ich mich zu fragen, der eigentliche rumänische Menschenschlag, dem ich hier auf den Strassen dieses Quartiers und auf dem Markt vorwiegend begegnete? Es waren hauptsächlich Zigeuner, und meine Neugierde auf den «way of life» von Cicis Familie wuchs gewaltig.

Ein paar Minuten später stand ich vor ihrem Haus, offensichtlich einst eine Heimstätte wohlhabender Bür-

ger. Bei uns stünde so etwas vermutlich unter Denkmalschutz, in einem Land mit der feudalen Vergangenheit Rumäniens aber wird solchen Kleinigkeiten offenbar weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Vor dem Eingang sass ein echtes Zigeunerädchen – diesmal von unverkennbarer Charakteristik – auf dem Gartenmäuerchen; die Tür zur ebenerdigen Wohnung stand offen und im Schatten der gezogenen Vorhänge konnte man einen Knäuel von Kindern jeden Alters eruieren, zankend und spielend. Durch das seitliche Küchenfenster erkundigte sich neugierig eine Zigeunerin nach meinem Begehr. Soweit die Lippen, die eine Zigarette festhielten, einen Laut durchliessen, konnte ich feststellen, dass ihr Rumänisch stark mit zigeunerischem Idiom durchsetzt war. Cici eine Zigeunerin! Das Problem begann mich zu faszinieren.

Die Nachbarn wiesen mir den Weg, an der seitlichen Hausmauer vorbei in einen kleinen Hof. Dort befand sich ein zweiter Hauseingang, offenbar einst für die Dienstboten gedacht. Heute nun war er durch eine einfache Brettertür mit eingesetztem Glas versehen, und ein riesiges Vorhangeschloss liess keinen Zweifel darüber aufkommen, dass sich gegenwärtig niemand in der Wohnung aufhielt. Als die Nachbarn aber hörten, dass ich von weit her, nämlich aus der «Elvezia» komme, setzten sie alle Hebel in Bewegung, meine mir unbekannten Bekannten zu suchen. Offenbar fiel ihnen dies nicht einmal allzu schwer, denn schon nach wenigen Minuten hatten sie Cicis Vater in der kleinen Kneipe an der Strassenkreuzung aufgestöbert, wo er bei Feierabend einen echten rumänischen Zuika, einen Pflaumenschnaps, genehmigte. Es war ein einfacher, biederer Arbeiter, dem es furchtbar peinlich war, nicht früher zur Stelle gewesen zu sein. Er war ausserordentlich nett, hilfsbereit und unbeholfen zugleich. Ich aber wollte Cici sehen, denn schliesslich musste ich ja meiner Tochter nachher erzählen können, wer Cici sei. So verabredeten wir uns